

# Vom Alter und von den «fabelhaften Alten»



Jean Martin

Curaviva, der Verband Heime und Institutionen Schweiz, führte im Februar in Lausanne seinen alle zwei Jahre stattfindenden «Fachkongress Alter» für Leiter und Mitarbeitende von Alters- und Pflegeinstitutionen durch. Zu den Referenten zählten Fachleute aus verschiedenen Bereichen, darunter auch der deutsche Philosoph Wilhelm Schmid. Er lobte die Langsamkeit und stellte die Kultur der natürlichen Zyklen und des Raums, der Zeit für Überlegungen und Freiraum lässt («goldene Stunden»), der modernen linearen Kultur entgegen, die von uns ständig mehr Anstrengung und Beschleunigung verlangt. Oder die deutsche Medienfachfrau Bascha Mika mit ihrer radikal feministischen und humorvollen Philippika, in der sie den Finger legt auf die Fehler und Unzulänglichkeiten der eitlen und Sensibilität ermangelnden Männer einerseits und der Frauen andererseits, die weiterhin lieber vom häuslichen Glück träumen und sich dem Diktat der Männer beugen. Dabei behauptet sie (worin ein Teil Wahrheit steckt), dass das Alter ein «konstruierter» Begriff sei (so wie Simone de Beauvoir und später die Feministinnen vom Sexus/Genre sprechen) bzw. etwas, das von den jeweiligen Gesellschaften definiert wird. Dies zeigt sich z. B. am Respekt und der Autorität, die älteren Menschen in verschiedenen Kontexten zugestanden werden oder eben nicht.

*Lebensalter und/vs. Betagtheit oder hohes Alter.* Eine Rede, die auf viel Beachtung stiess, war jene des französischen Philosophen André Comte-Sponville, dem Intellektuellen mit seinen gutverständlichen Werken über die grossen Fragen (der Moderne und des Lebens im Allgemeinen). Unter dem Titel «Philosophieren heisst altern lernen» als Paraphrase auf Montaignes Ausspruch brachte er den Unterschied zum Ausdruck zwischen dem quantitativen, objektiven Alter, wie es in unserem Ausweis steht, und dem anderen Alter, der qualitativen, verinnerlichten Betagtheit, wie sie jedes Individuum anders erlebt.

Comte-Sponville zitierte Formulierungen, die für sich selbst sprechen. Niemand spürt, wie er alt wird: «Das Schlimme, wenn man alt ist, ist, dass man meint, man sei jung geblieben.» «Altern heisst, immer öfter Leute zu treffen, die jünger sind als man selbst.» Wohl wahr! So wenigstens war mein Empfinden an diesem Kongress. «Alt oder Alter zu sagen hat nichts mit Rassismus oder Homophobie zu tun», es entspricht nur den Tatsachen. Warum sollte man diese Benennungen durch Senior oder andere Begriffe ersetzen? Würde es dem Alter nicht eine gewisse Würde zurückgeben, wenn man es nicht ignorierte?

Als die «fabelhaften Alten» bezeichnet der Journalist Jacques Pilet einige unter uns und ist überzeugt,

dass ältere Menschen viel zu geben haben – Erfahrung ist das einzige, was man nicht aus Büchern lernen kann. Zwei Dinge gelte es zu verhindern: die Nostalgie der Vergangenheit («die guten alten Zeiten» sind Gift!) und die Weigerung der Alten, sich mit neuen Technologien auseinanderzusetzen. Pilet und Comte-Sponville verweisen hier auf französische Intellektuelle, die noch bemerkenswert aktiv, laut und für die Gesellschaft wertvoll sind: Stéphane Hessel, Edgar Morin, Jean d’Omesson, der Schauspieler Michel Bouquet.

*Wer gut altern will, muss an sich arbeiten*, das ist klar. Er muss lernen, sich (mehr) für andere zu interessieren. Viele unter uns könnten sich betroffen fühlen, nachdem sie in ihrem sogenannten aktiven Leben zu vieles in zu kurzer Zeit machen wollten.

*Lernen, im Hier und Jetzt zu leben*, was nicht heisst, in den Tag zu leben. Im Jetzt zu leben, heisst, die Gegenwart so intensiv wie möglich zu geniessen, ohne das Gestern zu vergessen und aus seinem Gedächtnis zu streichen. Wer sich nur darauf besinnt, was nicht optimal gelaufen ist, wird träge. Doch auch die Zukunft darf nicht vergessen gehen, ohne sich jedoch zu sehr zu quälen: «So leben wir nie» (Pascal), wenn wir uns zu grosse Sorgen um die Zukunft machen. Comte-Sponville möchte den Menschen helfen, möglichst viel zu philosophieren und aus ihrem Alter eine «Chance für anhaltendes Glück» zu machen.

*Auch der Tod war ein Thema*, natürlich. Dabei wurde jener Dozent zitiert, der zu seinen Studenten, die Angst hatten, bei der Prüfung durchzufallen, sagte: «Die einzige Prüfung, die noch nie jemand nicht bestanden hat, ist der Tod.»

Das Leben mehr lieben als den Tod fürchten. PS: Ein klassischer Autor redete seinen Zuhörern ein, keine Angst davor zu haben: «Mein Tod und ich, wir werden uns nie begegnen: Wenn ich da bin, ist er es nicht, und umgekehrt. Mein Alter und ich aber begegnen uns und wir müssen miteinander auskommen.»

Den Menschen, die einen schmerzhaften Verlust, zum Beispiel den Tod eines Partners oder einer nahestehenden Person, hinnehmen müssen, rät Comte-Sponville, dankbar zu sein, statt zu leiden. Besser zu sagen «Wie schön, dass er/sie gelebt hat», statt «Wie traurig, dass er/sie nicht mehr da ist». Das erinnert mich an einen Satz, den ich kürzlich bei einem Begräbnis gehört habe: «Du kannst weinen, dich verschliessen, leer sein und den Rücken kehren, oder du kannst das machen, was sie gewollt hätte: die Augen öffnen, lieben und nach vorne schauen.»

Jean Martin, Mitglied der Redaktion und der Nationalen Ethikkommission

jean.martin[at]saez.ch